Amy Sackville

Ruhepol

Roman

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

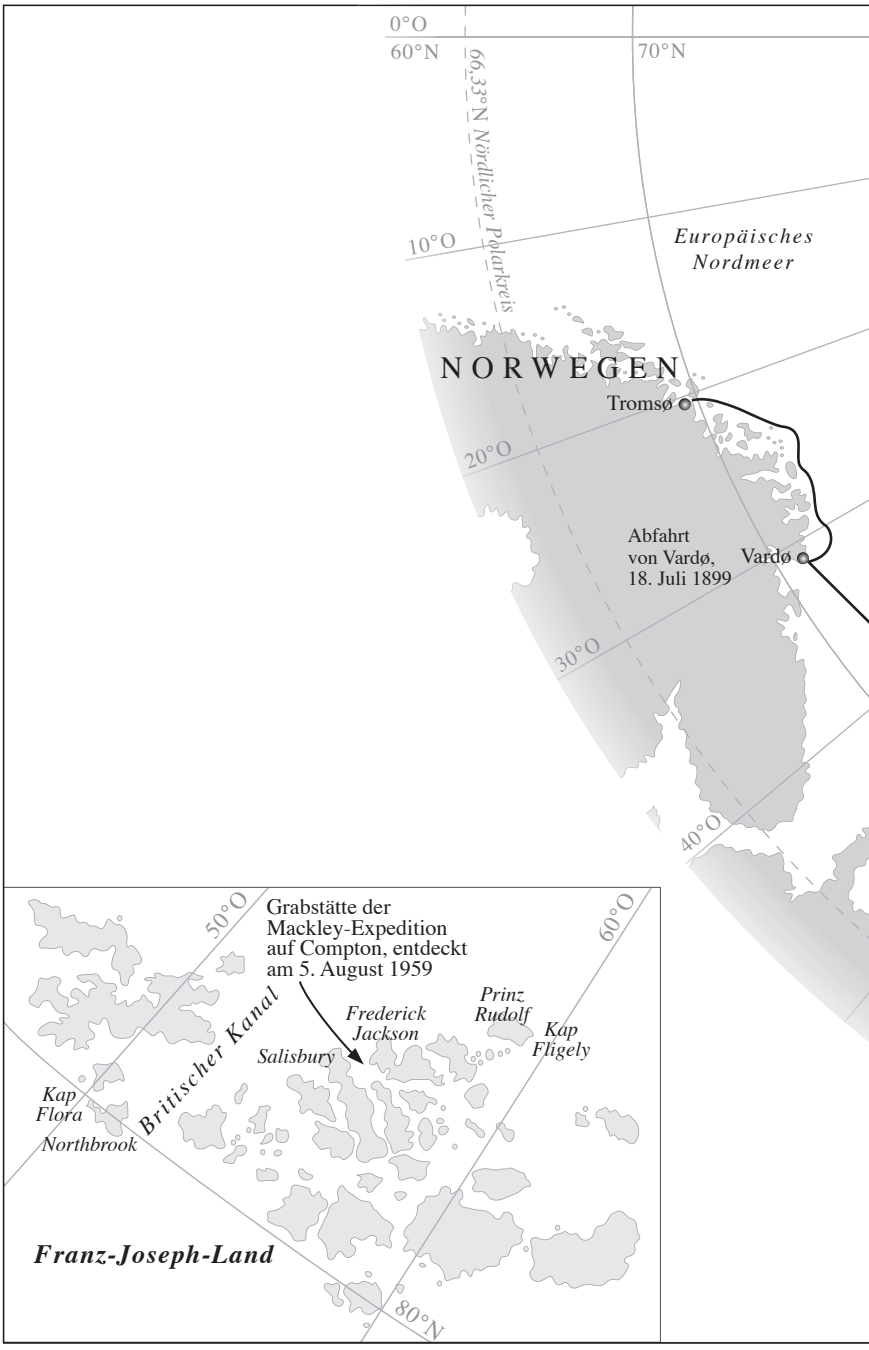
Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
The Stillpoint bei Portobello Books, London.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2010 Amy Sackville
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
Luchterhand Literaturverlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Karte von Peter Palm, Berlin
Satz: Greiner & Reichel, Köln
eISBN 978-3-641-13002-2

www.luchterhand-literaturverlag.de
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog
www.transatlantik.de

Für Alistair


0°O
60°N
70°N
66,33°N Nördlicher Polarkreis
10°O
Europäisches Nordmeer
NORWEGEN
Tromsø
20°O
Abfahrt von Vardø, 18. Juli 1899
Vardø
30°O
40°O
50°O
60°O
Grabstätte der Mackley-Expedition auf Compton, entdeckt am 5. August 1959
Britischer Kanal
Frederick Jackson
Prinz Rudolf
Kap Fligely
Salisbury
Kap Flora
Northbrook
Franz-Joseph-Land
80°N

75°N
Dauereis-
grenze
80°N
85°N
Nordpol
Umkehr des
Schlittentrupps,
30. Juni 1901,
86° 31'
Spitzbergen
Schlittentrupp
verlässt *Persephone*,
1. März 1901,
83° 42'
Franz-Joseph-Land
Barents-
see
Persephone im Eis
eingeschlossen,
23. September 1899,
76° 42'
Nowaja Semlja
Karasee
50° O
RUSSLAND
60° O
70° O
Nördlicher Polarkreis
80° O
90° O

Am Ruhepol der kreisenden Welt. Weder Fleisch noch fleischlos;
Weder aus noch gen; am Ruhepol, dort wird getanzt,
Doch weder Einhalt noch Bewegung. So sprich nicht
von Beständigkeit,
Wo Vergangenheit auf Zukunft trifft.

T. S. Eliot, »Burnt Norton«

Erster Teil

Warten Sie:

…

Da. Eine kleine Ellipse, eine winzige Pause tut sich auf, damit er hineingleiten kann. Dann Rückzug und Punkt.

Danach lösen sie sich voneinander und verwandeln sich, gelöst, in zwei getrennte Körper in einem überhitzten Raum zurück. Das Bett quietscht, als er sich auf seiner Seite schwerfällig aufsetzt und sich erhebt, um das Fenster in dem alten, gequollenen Rahmen aufzustemmen; nächtliche Geräusche dringen herein, ohne dass die Hitze nachließe. Ein Auto fährt ungesehen vorbei, und sie stellt sich das Gesicht des Fahrers vor, blass im Schein des Armaturenbretts, er fährt allein und zu später Stunde durch die stille Stadt. Sie dreht sich auf den Rücken (quietsch) und legt sich eine Hand auf den Knochen zwischen ihren Brüsten; ihre Haut ist feucht, immer noch klebrig haftet sie am Laken an. Als sie sich noch einmal umdreht, um ihren Kopf auf seine Brust zu legen, und die neue, aber nicht frische Luft an den Beinen spürt, kreisen ihre Gedanken beim Eindösen diese Erinnerung ein:

Als ich ein kleines Mädchen war, schnitten wir Löcher in die Welt. Meine Schwester nahm eine Schere, schnitt zwei parallele, waagerechte Linien in die Luft und dann eine senkrechte dazwischen, einen unsichtbaren Vorhang, den sie vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger nahm und öffnete. Sie forderte mich auf, meine Hand durch das Loch zu schieben. Die Luft dahinter war, wir hätten es schwören können, anders. Reiner, fand ich.

Kühler, unverbraucht. Ich wackelte mit den Fingern, ließ meine Hand im Gelenk kreisen und zog sie wieder heraus. Im Laufe der Zeit vergaß meine Schwester das Spiel, aber ich probierte ein ums andere Mal, allein, den kleinen Zaubertrick aus, selbst nachdem man mich erwischt und ausgeschimpft hatte, weil ich mit Scheren spielte. Aber nie schnitt ich ein Loch, das groß genug zum Durchsteigen gewesen wäre, aus Angst, in jener anderen Luft zu stranden.

Heute denke ich, vielleicht bin ich damals durch eines der Löcher gerutscht, ohne es bemerkt zu haben.

Morgendämmerung

Ereignislose Stunden vergehen. Sie verschieben sich kaum merklich. Der Tag keimt auf und wird gleich beginnen, haben Sie Geduld. Wir beobachten sie zu einer Zeit, die uns meistens entgeht: wenn die Nacht schon weit vorangeschritten, der Morgen aber noch fern ist – jener Zeitraum, in dem wir, falls wir aufwachen, nicht genau wissen, ob vor uns weitere Stunden des Schlafs liegen oder ob wir in wenigen Sekunden aufgerüttelt werden von dem, was uns normalerweise den Tag ankündigt: Musik, das schrille Piepen eines Weckers, ein hartnäckiger Vogel am Fenster, ein geliebter Mensch, unsere Angst.

Treten Sie ein bisschen näher, aber seien Sie leise. Kommen Sie ganz nah an sein Gesicht heran, nah genug, um das sanfte Rasseln und den Gestank seines Atems wahrzunehmen; nähern Sie sich ihrer Wange, bis Sie die klamme Wärme ihrer Haut fühlen können. Die zwei schlafen wie so viele Paare, zunächst ineinander verschlungen und dann mit Abstand; wenn wir uns ihnen wieder zuwenden, haben sie jenen letzten bewussten Akt längst vollzogen, jene vorsichtige Trennung auf der Schwelle zum Traum.

Er hat eine ungünstige Körperhaltung eingenommen, eine Faust am Ohr und den Arm im spitzen Winkel, so dass er ihn ihr möglicherweise ins Gesicht stoßen wird, was in der Vergangenheit schon vorgekommen ist. Sein rechtes, nach außen gedrehtes Knie berührt fast, nur fast ihren Oberschenkel. In diese winzige, warme, schweißfeuchte Lücke zwischen seinem Knie und ihrem Schenkel würde kein Finger passen. Beide haben sich die Decke vom Körper gezogen, er komplett, sie teilweise. Nun,

da die Nacht vorangeschritten ist, weht eine sanfte Brise zum Fenster herein, die ihren Schlaf köstlich macht, auch wenn sie das erst merken werden, wenn sie dem Aufwachen entgegentreiben.

Schauen Sie: Nun kommt er an die Oberfläche. Sein Arm streckt sich ein wenig, sein Ellenbogen kommt ihrem Wangenknochen gefährlich nah, aber dann zieht er ihn zurück und dreht sich weg von ihr, nimmt den Arm herunter, bis er an seinem Bauch zu liegen kommt. Seine Atmung beruhigt sich, und sie rollt sich mit einem langen, verträumten Seufzer noch fester zusammen. So gebettet, rühren sie sich nicht mehr.

In ein paar Stunden werden sie aufstehen und durch diese Tür ins angrenzende Badezimmer gehen, um die Rückstände der Nacht abzuwaschen. Hier ist es noch wärmer, noch stickiger; das fensterlose Bad ist dunkel, weil das Licht der Straßenlaternen, das durch die Schlafzimmerjalousie kriecht, bis hierher nicht reicht. Sie gehören nicht zu jenen Paaren, die ihre Waschungen im Beisein des anderen durchführen, wo der eine unter der Dusche steht, während der andere sich die Zähne putzt und so weiter. Beide brauchen ihre Intimsphäre, und obwohl sie sich durchgerungen haben, ihr Herz einander so weit wie möglich zu öffnen, haben sie die Geheimnisse des Körpers für sich behalten. Sie könnte es nicht ertragen, würde er ihr beispielsweise dabei zusehen, wie sie sich die Achseln rasiert oder wie sie, während sie auf der Toilette sitzt, ihre Zehennägel kürzer schneidet, wo es vonnöten ist. Er wiederum wäre peinlich berührt, könnte sie sehen, wie er in derselben Stellung die Zwischenräume seiner Zehen von Dreck befreit. Aber höchstwahrscheinlich werden sie niemals von der Ähnlichkeit ihrer Angewohnheiten erfahren. Er wird sie niemals beobachten und die Nase rümpfen – seine Nägel sind immer tadellos gepflegt, an den Zehen wie an den Fingern –, und sie wird niemals spöt-

tisch lächeln, weil sie sieht, wie er mit der Nagelbürste hantiert, siebenmal an jeder Hand. Wir könnten sie bei ihren Ritualen beobachten, würden wir hier am Waschbecken stehen bleiben und noch eine Weile warten; aber die Luft ist heiß und drückend, und sie riecht leicht verschimmelt, zudem hat es etwas Beunruhigendes, im Dunkeln vor einem Spiegel zu stehen, nicht wahr? Und vielleicht sollten wir sie auch nicht völlig ihrer geheimnisvollen Aura berauben, noch nicht. Wir wollen stattdessen ans Bett zurückkehren.

Während unserer Abwesenheit hat auch sie sich gedreht und die Decke ganz abgestreift, so dass die beiden nun den ungefähren Umriss einer Urne bilden; oben am Rand, wo die Köpfe in großem Abstand nebeneinanderliegen, ist sie am breitesten, nach unten hin verjüngt sie sich, bis der Abstand auf Höhe der Hintern nur mehr einen Fuß beträgt; die angewinkelten Knie formen den Bauch des Gefäßes, das bei den Füßen unten wieder spitz zuläuft. Der Zickzack seines Körpers ist spitzwinkliger als bei ihr, so dass ihre Fußsohlen, obwohl er um einiges größer ist als sie, sich berühren würden, schöben sie ihre Füße gleichzeitig nach hinten. Die Versuchung ist groß, sie zu kitzeln, so hübsch liegen die Füße übereinandergestapelt; sie würde die ihren mit einem Ruck von unseren dreisten Fingern befreien, wohingegen er sich kaum regen würde, ist er doch nur am Oberkörper kitzlig.

Eine nähere Betrachtung der Augenlider wird ergeben, dass sie träumt. Im violetten Dämmerlicht wird man das erhobene Rund der Pupillen gerade noch ausmachen können, das hin- und herjagt und zittert, wenn die Augen sich in den Höhlen drehen. Sie würden gern erfahren, welche Farbe die Iris unter dem Lid hat? Nun denn: Ihre sind braun, seine ebenfalls, nur dunkler. Und wenn man sie fragen könnte, wovon sie gerade träumt:

Norden, Norden, blau und weiß; still, stumm. Jenseits der Welt in einer reinen Luft. Ich bin unbenutzt, nackte Haut im Schnee. Auf ein Bärenfell gelegt, wartend. Ich warte. Es ist Nacht, wie so lange schon, eine blau-weiße Nacht. Hier ist immer Nacht oder immer Tag, und dazwischen liegt die lange Dämmerung; die Zeit und die Glieder strecken sich in bleichem Schmerz. Am Himmel fehlt der Schmutzfleck einer Stadt, er hat keine Tiefe und mag sich bis ins Unendliche ausweiten. Im Himmel oben. Das ist kein Himmel, das ist nur Luft, tiefe, indigoblaue Luft, verstreutes Silber. Manchmal zieht sich ein Streifen aus Jadegrün, Rosa oder Gold hindurch. Dehne das Wort: auf-blitzen. Der Schlag meines Herzens zittert und schlittert übers Eis. Ich warte. Meine Haut, gänzlich in Luft getaucht. Hier schaut keiner zu, und ich bin unbekümmert.

Sie wälzt sich im Schlaf nur wenig herum. Ihr Mann ist inzwischen aufgewacht und denkt: Ich kenne keine andere Frau, die so mühelos einschläft, die so tief schläft. Vielleicht ist es an der Zeit, seinen Namen zu verraten: Simon.

Auch Simon ist im Schlaf weit nach Norden gereist, er ist immer noch dabei, aus dem gefrorenen Meer zu steigen, von dem er geträumt hat, ein Meer voll knirschender Schollen. Auch sein Norden ist still und dunkel, aber er ist zerklüftet, eiskalt und hart. Im Traum segelte Simon durch eine sich stetig verengende Wasserrinne, bis sein Schiff schließlich von beiden Seiten gepackt wurde. Es stöhnte auf, und Simon erwachte durchfroren, dabei ist die Luft so warm, dass sich jede Bewegung wie Schwimmen anfühlt. Und nun liegt er im bräunlichen Licht, den Rücken ans Laken geklebt, neben seiner murmelnden Frau. Er lauscht ihrem Gemurmel und denkt: Julia spricht mal wieder im Schlaf. Unbekannte Wörter. Julia, das weiß er, träumt viel, erinnert sich an ihre Träume und misst ihnen große Be-

deutung bei. Simon gehört zu jenen Menschen, die behaupten, niemals zu träumen, aber im Wirrwarr dieser unruhigen Nacht wird er es einräumen müssen beziehungsweise nicht die Kraft aufbringen, es abzustreiten. Wie viele Stunden sind vergangen, seit er sich neben seine Frau gelegt und mit ihr geschlafen und ihr beim Eindösen zugehört hat? Er ist dann selbst für eine Weile eingeschlafen; für wie viele Stunden? Ungefähr dreieinhalb. Und in etwas mehr als drei Stunden muss er aufstehen. Die roten Ziffern des Weckers zeigen 03:42 an. Auch die Zeiger seiner Armbanduhr, die wie immer ordentlich neben dem Radiowecker liegt, geben die Zeit mit zweiundvierzig Minuten nach der vollen Stunde an. Es ist still und dunkel, und die knappen Stunden bis zum Morgengrauen gähnen ihm entgegen.

Das Meer war voller Leichen, die zwischen den Eisschollen trieben. Walkadaver, die nach dem Flensen, der Entfernung von Tran und Haut, *Krengs* genannt werden. Ein sehr lautes Wort für ein so stilles, so riesiges, so unbestreitbar totes Ding. Und ein so widerliches, wie er irgendwo gehört oder gelesen hat. Die härtesten Seebären schreckten vor dem Gestank zurück, und mit lautem Zischen traf ihr heißes Erbrochenes auf die Wasseroberfläche. In seinem Traum hat es nach Formaldehyd gerochen, weil ihm der Geruch von verwesendem Fleisch unbekannt ist.

Im Halbschlaf legt er seine Hand auf nackte Haut und denkt, Julia neben mir fühlt sich sehr weich an. Sie ist immer noch in ihrer eigenen Arktis und träumt das Folgende:

Eistiefes Blau, glatt wie Haut, weich wie Haut, gewölbt und eingesunken. Im Mondlicht sehe ich bis zum Ufer und weiter, aber niemand kommt. Ich strecke meine Arme zum Ufer, aber niemand kommt. Seit Monaten kein Sonnenlicht, aber nun scheint der Mond hell genug auf den bleichen Schnee. Die Welt hat keine Kanten, und ich genauso wenig. Keine Distanz, die ich er-

messen möchte. Alle Distanzen sind überwindbar. Alles ist eins, alles ist gleich weit voneinander entfernt, von mir, auch er. Ich bin gestrandet, hier in dieser Luft, in diesem Eis, dem Indigoblau. Aber ich weine nicht. Ich habe meinen Frieden gefunden. Meine Tränen würden nur gefrieren. Gold und Rosa am Himmel. Er kommt nicht.

Während Julia ausgestreckt auf dem Ruhepol der sich drehenden Welt liegt, denkt der schlaflose Simon – vielleicht handelt es sich um einen seltenen Zufall – über ebenjenen Pol nach, um den wir alle kreisen. Menschen von großem Tatendrang haben unsäglich gelitten, um ihn zu erreichen. Wie Julias Urgroßonkel Edward, der sich auf dem Weg dorthin durch den Schnee gekämpft hat. Er gleicht einem Heiligtum, einer Konstante, an die man glauben kann. Simon stellt sich vor, er selbst stünde darauf und fühlte sich so erhaben, wie Edward sich möglicherweise gefühlt hatte. Stolz, zufrieden und im Bewusstsein, den Gipfel und das Zentrum erreicht zu haben, rammt er die Flagge hinein. Kann man eine Flagge ins Eis rammen? Rechnet man ernsthaft damit, dass sie stecken bleibt?

Wie Simon weiß, ist die Wahrheit eine Farce und eine Geduldsprobe. Nähert man sich dem Pol, richtet sich der wild gewordene Kompass nach einem anderen Norden aus (einem Punkt, der mittlerweile um Hunderte von verwirrenden Kilometern nach Süden gewandert ist) und zwingt den erschöpften, aber unerschrockenen Entdecker dazu, das Areal wieder und wieder abzuschreiten, um bei der Rückkehr sagen zu können: »Ich muss irgendwann darauf gestanden haben.« Nichts, was beweisbar wäre, außer die eigene Abgeschlagenheit – und nichts weiter zu essen als die Schlittenhunde, oder zumindest war es so, als Julias geliebter Vorfahr damals jene hoffnungslosen Pfade einschlug. Unmöglich zu wissen, welcher Schritt der entscheidende ist, in welchem Moment sich die ganze Erde

unter einem dreht. Man kann nicht darauf ausruhen. Über den Pol schreitet man, ohne es zu merken.

Den Dichtern lässt sich die Schuld nicht zuschieben. Die ganze Welt richtet sich danach aus. Das Gradnetz orientiert sich an diesem sogenannten Fixpunkt; eine notwendige, eine nützliche Fiktion, dabei – und genau das raubt Simon, der nicht willens ist, in sich zu gehen, den Schlaf – ist der Punkt gar nicht fixiert, er ist alles andere als ruhend. Das erzürnt Simon: Der Ruhepol wackelt. Ja, er wackelt, ein absurder und unwürdiger Begriff für die Wahrheit. Die Erde bleibt nicht konstant auf ihrer Achse. Es gibt keine lange Stange im All, die durch ihre Mitte führt und sie stabil hält. Sie schwankt, nur ein bisschen, während die Jahre verstreichen.

Die Gedanken krümmen sich und rutschen aus dem Zusammenhang und wieder hinein, bis der von seiner Wut auf die Unzuverlässigkeit der Erde ganz ausgelaugte Simon endlich wieder einschläft. Dem Radiowecker zufolge ist es 04:29, und Sie können versichert sein, dass die Zeitangabe auf diesem bestimmten Nachttisch, auf Simons Seite des Betts, korrekt ist. Die Zeiger seiner Armbanduhr stimmen überein.

Kurze Zeit später, in der sich anschleichenden Helligkeit und der Hitze des kommenden Tages, die schon in der Luft hängt, wacht Julia auf. Abrupt wirft sie die Decke beiseite (die sie in den vergangenen Stunden wieder über sich gezogen hatte) und schwingt sich aus dem Bett. Ihre Zehen versinken tief in dem dicken Bettvorleger aus weißem Fell, ein unwillkommener Luxus für ihre warmen Füße. Mit automatischer Vorsicht steigt sie über den massigen Kopf des Bettvorlegers, und ihre Fußsohlen klatschen auf den Holzboden, als sie aus dem Zimmer tappt.

Das ist das Wort, das sie beim Gehen denkt, tappen. Sie tappt in den zweiten Stock hinauf, dicht an der Wand, um ein Knarren der Stufen zu vermeiden, sie durchquert den Korridor und steigt

eine zweite, krumme Treppe hinauf, ohne auch nur ein einziges Mal danebenzutreten; den Weg durch die dunkle Mitte des Hauses findet sie mit geschlossenen Augen. Vorsichtig drückt sie die schmale Tür am oberen Ende der Stufen auf.

Der langgezogene Dachboden, der sich quer zur Hausfront erstreckt, ist im wörtlichen Sinn bis an die Dachbalken mit Büchern, Dokumenten, Briefen, Kisten, Winterstiefeln und Robbenfellen vollgestopft, mit Skiern und Skistöcken und Navigationsinstrumenten – die zusammengetragenen Überreste von Edwards Vermächtnis. In den Ecken sammelt sich der Staub der Jahrzehnte. Neben der Tür stapelt sich ein hoher, deplatziert wirkender Turm aus schwarzen Segeltuchkoffern, die eben erst Staub ansetzen. Vereinzelte Möbelstücke, die letzten Überbleibsel ehemals prächtiger Ensembles, verblassen und verfallen hier oben; eine Chaiselongue steht trotz der abgewetzten Kanten verführerisch ausgestreckt. Irgendjemand hat Monate damit zugebracht, auf ihr zu faulenzen: auf dem Boden daneben liegt ein Zeitschriftengestöber – wärmende Eintopfrezepte für die Wintersaison, Frühjahrsmode, die besten Strandromane für den Sommer –, dazu die gesammelten Zeitungsbeilagen aus drei Quartalen. An der Wand steht ein kleiner Sekretär, auf dessen grüner, lederner Schreibtischunterlage sich scheinbar wenig benutzte, in schwarzes Leder gebundene Tagebücher stapeln. Darum verteilt steht ein Durcheinander aus gerahmten Fotografien, Bechern mit Stiften, Briefbeschwerern und anderen Nippes.

Über der ganzen Szene schwebt, sicher haben Sie es schon bemerkt, ein Eisbär, dessen Kopf die Dachbalken berührt. Ein Weibchen, welches sich mit beschützerischem Gebrüll über das neben ihr kauernde Jungtier erhebt. Tatsächlich gibt es hier oben eine ganze Menagerie aus einhundert Jahre alten Trophäen, die natürlich allesamt vor langer Zeit ausgestopft wurden. Simon würde die Stirn runzeln – sein bevorzugter Ausdruck ist

»präpariert«. Genau genommen gehören die Tiere Julia, aber Simon ist derjenige, der sich um sie kümmert. Er ist sehr versiert geworden in der Pflege von Pelz, Federn und Häuten, obwohl seine eigenen Präparate mit ihrem feinen, staubigen Fell viel kleiner sind und anderswo in Schubkästen sorgfältig aufgespannt liegen.

Warum ist sie in dieser dunkelvioletten Stunde heraufgekommen, Julia allein zwischen den Tieren, zwischen geerbten Relikten und toten Dingen aus dem letzten Jahrhundert? Sicher steht sie nicht jeden Morgen so früh auf, dann wiederum hat sie keine festen Gewohnheiten. Sie ist aufgewacht und wie unter einem halbbewussten Zwang heraufgeschlichen; vielleicht ist sie auf der Suche nach der Stille des Schlafes, nach Arktisblau in der sommerlichen Morgendämmerung. Die Gazelle am Fenster schaut sie hoffnungsvoll aus Rehaugen an, aber Julia geht nicht so weit, sich zu fragen, worauf das Tier hofft. Sie streichelt sein Fell und wischt sich schuldbewusst die feinen Haare von der Handfläche. Insgeheim nennt sie das Tier Maria, was sie Simon aber nie erzählt hat aus Angst, ausgelacht zu werden (ihre Angst mag begründet sein, doch sie hat auch nie gesehen, wie liebevoll ihr Mann die lateinischen Namen auf die Etiketten schreibt).

Wie das Schlafzimmer geht der Dachboden auf die fast schon aufgehende Sonne hinaus. Die Luft ist von einer seltsamen Helligkeit durchsetzt, die Julias nackte Haut vergoldet und ebenso die Glasaugen, in denen sie sich spiegelt. Sie öffnet ein Giebelfenster und lehnt sich in die anbrechende Dämmerung hinaus. Eine feuchte Kälte erfrischt die vom Vortag immer noch schwüle Luft, eine dunstig grüne Ahnung von Glanz, den die Morgensonne wegbrennen wird. Sie schließt die Augen und genießt den Tau wie ein Elixier auf ihren Lidern: Julia, verzaubert. Könnten wir hinter dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses stehen und sie und den Dachboden in ihrem Rücken beobachten – aber

Moment. Man ist uns zuvorgekommen, denn dort versteckt sich bereits eine Zuschauerin. Eine Frau in einem Frotteebademantel hat ihren Tag bereits begonnen und dreht sich die Haare auf, eine geduldige Locke nach der anderen, während sie Julia beobachtet. Von hier können wir den Eisbären und das erschreckte Junge nicht sehen, genauso wenig den Albatros, der sich an Drähten in die Luft schwingt, und den stümperhaft ausgestopften Schneeleoparden mit der zu langen Schnauze. Die Frau am Fenster hat ohnehin keine Augen für den Raum hinter Julia, denn sie ist zu sehr damit beschäftigt, verbittert deren glänzendes Haar zu bewundern, das sich über die zierlichen Schultern gelegt hat, und die hochgeschobenen Brüste über den nicht aus Prüderie, sondern aufgrund der Kälte um den Körper geschlungenen Arme. Verbittert? Zu spät – schon ist die Zuschauerin verschwunden und hinterlässt nichts als eine Haarspraywolke und einen Hauch Parfum.

Julia harrt aus, ahnungslos, verzaubert offenbar, bis ein helles Orange auf ihre geschlossenen Lider fällt. Sie schlägt die Augen auf und sieht die Sonne, die hinter dem Dach des gegenüberliegenden Hauses auftaucht; sie atmet die grapefruitfrische Luft tief ein, dreht sich um und tappt hinaus. Nur der verschreckte, kleine Bär schaut ihr nach; ein flüchtiger Blick, falls man es so nennen darf, ein gläsernes Starren, das auf ewig an der Tür hängen bleibt.

Sie lässt sich so sanft wie möglich auf die Laken sinken, um Simon nicht zu stören, der sich aber dennoch gestört fühlt. Sie schläft sofort wieder ein und wird zwanzig Minuten später vom Radio geweckt, das sehr laut ist und das Simon keine Anstalten macht auszuschalten. Simon, dessen Nacht viel zu schnell vorbeigestampft ist, rächt sich dafür, dass ihm die letzten zwanzig Minuten genommen wurden. Er bleibt für eine Weile liegen und studiert die schrecklich vertrauten Risse im Deckenputz in dem Wissen, nun aufstehen zu müssen; die Haut um seine Augen ist

vor Müdigkeit geschwollen. Dabei hat er, wir wissen es, an seine persönlichen Sorgen tatsächlich weniger als eine Stunde verloren. Aber er ist ein sehr gründlicher Schläfer und hat, um es noch einmal zu wiederholen, nichts für Träume übrig; er freut sich nicht auf den Tag und würde ihm gern weniger erschöpft entgegentreten. Den vergangenen Abend verbrachten sie anders als gewohnt und gingen später als sonst zu Bett, hinzu kommt noch der Liebesakt. Als er den Kopf dreht, wundert er sich über den Gesichtsausdruck seiner Frau, die, in seine Richtung zusammengerollt, lächelt und sich nicht über seine Gedankenlosigkeit zu ärgern scheint (seine vermeintliche Gedankenlosigkeit; nie ist er unbedacht gedankenlos). Ein Lächeln, vielleicht nicht so strahlend wie der Morgen, aber möglicherweise ein Zeichen der Freude, ihn zu sehen.

»Ich mag dieses Stück«, sagte sie, wie um ihn zu ärgern, wie um zu bestätigen, dass sein Schuss nach hinten losgegangen ist und nichts ihren perfekten Tag ruinieren kann, ihren perfekten Sommertag, an dem sie anscheinend nichts tut, während er in – verdammt – einer Stunde und fünfundzwanzig Minuten bei der Arbeit sein muss. Fünf Minuten hat er bereits mit Herumliegen vergeudet, wird ihm noch genug Zeit bleiben, um zu duschen *und* zu frühstücken? Er will gerade sagen: »Kennst du es überhaupt?«, als sie fragt:

»Hast du gut geschlafen? Soll ich dir Frühstück machen, während du duschen gehst?«, und plötzlich ist er recht beschämt und beschließt, stattdessen zu sagen:

»Es ist von Rachmaninow.«

»Oh, wirklich?« (Sie gähnt verträumt, zufrieden, nicht gelangweilt, noch nicht vom Tag gelangweilt.) »Mir gefällt's.«

»Die CD liegt unten. Hm. Ehrlich gesagt ist das für mich nicht die Sorte von Musik, mit der man den Tag begrüßt«, lässt er sie wissen. Und als er sieht, dass ihr Gesicht ein kleines bisschen zusammenfällt, hasst er sich ein kleines bisschen dafür,

und fügt hinzu: »Aber mir gefällt es auch. Regt den Kreislauf an. Eier wären schön – falls du aufstehst.«

Julia lächelt wieder; Simon wartet gnädigerweise ab, bis der letzte, tragische Akkord fast gänzlich verhallt ist, und dann schaltet er den Radiowecker aus, bevor der Moderator das Wort ergreift. Julia verlässt das Bett auf die ihr eigene Weise; es sieht bis zur letzten Sekunde so aus, als würde sie über die Kante rollen und zu Boden fallen. Sie schlüpft in einen jadegrünen Morgenmantel, ein Geschenk von Simon und weitaus glamouröser als der ihrer Nachbarin, jenes Frottee gewordene Elend, das zu erblicken Julia vorhin verpasst hat. Sie summt leise vor sich hin: »How do you like your eggs in the morning?«, obwohl sie die Antwort schon kennt, und auch wenn es anders ist, als der Songtext vorschreibt, auch wenn Simon nicht einstimmt: »I like mine with a kiss«, bekommt er einen – die zweite Überraschung an diesem Morgen – auf die Stirn, als Julia auf dem Weg hinaus ist. Er mag seine Frühstückseier pochiert, gerade so lange, dass das Eiweiß fest ist.

So beginnt der Tag. Kein Grund, warum ausgerechnet dieser Donnerstag anders verlaufen sollte als jeder andere; aber schon jetzt, wo sie ihn kaum begonnen haben, erweist er sich als ungewöhnlich. Was ist passiert, dass Simons und Julias Morgen so anders ist? Diese Zuneigung ihrerseits, dieses Geplauder über klassische Musik? Die Bitte um ein aufwändiges Frühstück, wo er sich doch wenige Augenblicke zuvor noch mürrisch überlegt hatte, in der Küche eilig, im Stehen eine Schüssel Müsli zu löffeln und für jeden kratzigen, holzigen Bissen Julia die Schuld zu geben? Die Anomalie setzt sich aus unzähligen Vorfällen zusammen: ein Abendessen, ein kleiner Tod, Untreue. Diese trägen Hochsommertage sind lang, und bis der Abend anbricht, kann in aller Stille alles Mögliche geschehen.

Eier und Fasan

Julia und Simon wohnen in einem viktorianischen Haus, das wie fast alle anderen in diesem hübschen Städtchen unter Denkmalschutz steht. Es gibt den Dachboden, das große Schlafzimmer mit dem sich anschließenden Bad und verschiedene andere Schlafzimmer, ein zweites Badezimmer, eine Küche im Tiefparterre, einen kleinen, aber heißgeliebten Weinkeller, einen schicken Salon, ein großzügiges Esszimmer, ein gemütliches, kuscheliges, dafür sehr unaufgeräumtes Wohnzimmer und weitere Räume, für die wir wahrscheinlich keine Verwendung finden. Das Haus ist voller Bücher, an den Wänden hängen Kunstdrucke, Gemälde und Fotografien, und überall steht Keramik und Glas auf den dunklen, wuchtigen Holzmöbeln herum; es gibt Teppiche und schwere Vorhänge und ein Klavier, auf dem Simon nicht spielt, obwohl er es könnte, und es gibt ausgestopfte Tiere. Vielmehr sollten wir sagen: »präparierte« Tiere.

Nachts stöhnt das mit Erinnerungen überfrachtete Haus. In jedem Schrank stapeln sie sich, in jeder Ecke lauern sie, selbst noch in den Augen des Albatros auf dem Dachboden … Hören Sie genau hin, dann bemerken Sie das Echo. Achten Sie auf das flüchtige Funkeln in ihren Augenwinkeln: In diesem Haus haben große Männer gesprochen, geschlafen, getrunken und gegessen, damals, in einem anderen, strahlenderen Licht. Hier nahm die Geschichte ihren Lauf, und vielleicht kursiert sie immer noch in den Fluren, um endlich geschnappt zu werden. Julia und Simon wohnen seit nicht einmal einem Jahr in diesem Haus, aber sie kennt die Zimmer, seit sie denken kann; ein Teil von ihr ging hier immer schon auf Wanderschaft.

Julia ist die Nachfahrin eines bedeutenden Mannes. Eines Helden. Julias Vater war der Sohn von Edward Mackley, dessen Vater John einen anderen Edward zum Bruder hatte, Edward Mackley, den berühmten Polarforscher. Aber auch John Mackley war ein Mann von Rang und Namen, ein geachtetes Mitglied der Royal Geographical Society, ein renommierter Arzt und Gelehrter. Das Haus gehörte John; die Menagerie auf dem Dachboden gehörte John. Aber während der ältere Bruder zu Hause blieb, um vorsichtig Tiere zu leeren und auszustopfen und für die Nachwelt zu erhalten, brachten Edward und seinesgleichen die Trophäen nach Hause. John erbte Haus und Praxis des Vaters, aber Edward, der Zweitgeborene, musste seinen eigenen Weg finden, Edward – jung, schneidig, tot – war derjenige, der Geschichte schrieb. Derselbe Edward, der Julia während des Tags beschäftigt, dem sie ihr Archivarinnenohr leiht, dessen Geschichte sie rekonstruiert, dessen Mythos sie freilegt, der, längst erstarrt und erfroren, ihre Träume mit Raureif belegt. Edward, der vom Nordpol angezogen wurde wie Eisenkrümel von einem Magneten und der im Schnee verscholl.

Julia hat ihren Job in der Stadt gekündigt und es sich zur Aufgabe gemacht, die Überbleibsel und Fragmente ihres Erbes zu sichten und zu ordnen, sie auszuwerten und irgendwie zu Edward Mackleys Vermächtnis zu machen. Seine Leiche ist im Eis konserviert, aber sein Leben liegt in ihren trägen Händen.

Im Moment steht Julia in der Küche. Edward wird sie hier nicht finden, aber sie ist ohnehin damit beschäftigt, Eier für das Frühstück ihres Mannes zu kochen – ihr berühmter Vorfahr, der seit über einem Jahrhundert im harten, arktischen Boden liegt, kann noch ein bisschen länger warten.

Sie schlängelt sich schlurfend an Tisch, Geschirr, Stühlen, Pfannen, Ofen vorbei. Sie genießt die Schläfrigkeit ihrer Glieder und das Krähennest auf ihrem Kopf (sie weiß genau, wie ihre

Haare aussehen), die kurze tatenlose Zeit des Alleinseins hier unten, während das Wasser kocht und oben die Dusche läuft. Sie wird warten, bis das Rauschen verstummt, dann wird sie auf die Taste am Toaster drücken, eine weitere Minute warten, die Eier vorsichtig in den Topf gleiten lassen; der Toast wird herausspringen, sie wird beide Scheiben mit Butter bestreichen – nicht zu viel, aber bis an den Rand –, derweil das Eiweiß fest wird, sie wird die Toastdreiecke auf den Rand des Tellers legen und die Eier in die Mitte, damit sie das Brot nicht aufweichen. Und genau in dem Moment, wenn Simon hereinkommt, wird sie den Teller neben die Teetasse auf den Tisch stellen. Diese Genauigkeit ist eigentlich nicht Julias Art, aber heute Morgen will sie es ihm recht machen, und mit nichts kann man es Simon besser recht machen als mit Genauigkeit. Aber momentan schlurft sie noch ziellos und verschlafen umher, starrt in den Topf.

Schnee; ich träumte vom Himmel, Schnee, etwas Blaues, etwas … Der blassblaue Sonnenaufgang heute Morgen, so perfekt. Wie in Schottland damals, wo war es gleich gewesen? Schottland. Ja, aber wo in Schottland? Auf einem Hügel? Vor einem Haus? Die Sonne, das Meer. Das Wasser kocht, lass es kochen, stell es runter, wenn der Toast reinkommt. Sonne, das Meer, Sand … nein, es war an einem Kiesstrand, einem grauen Kiesstrand, und ich las einen Stein auf und behielt ihn, denn er war magisch, weil er so glatt und rund war, weiß mit einer magischen, dunkelgrauen Linie um die Mitte, einer dunkelblauen Linie, Indigoblau, schönstes Wort des Regenbogens.

Als die Dusche nicht mehr zu hören ist, denkt sie, es wird gut sein, ihm eine Freude zu machen. Über die Eier wird er sich freuen. Denn in der vergangenen Nacht hat sie ihn beinahe gehasst, und das geht überhaupt nicht. Satan, Fasan … ihre Gereiztheit schlingt sich um einen Halbreim.

Simon kommt in die Küche, sauber und bartstoppelfrei, und Julias Ei-und-Toast-Plan ist aufgegangen; kaum, dass er sich an den Tisch aus massivem Eichenholz gesetzt hat, wird der heiße Teller vor ihm abgestellt. Er schlitzt die Eier an, streut sich Salz in die Handfläche, nimmt etwas davon zwischen Daumen und Zeigefinger und verteilt es in einer Drehbewegung über den Eiern, jeweils drei Schwünge im Uhrzeigersinn, die in einem gezierten Fingerreiben münden. Julia, die ihm gegenübersitzt, bemerkt, dass das eine Eidotter viel gelber ist als das andere, von einem ähnlich tiefen, satten Gelb wie der Klang des Wortes »Dotter«. Das andere wirkt blass, der perfekte Farbton für eine Zitrone, aber es ist keine Zitrone, so sollte kein Eidotter aussehen. Sie fragt sich, welches er zuerst essen wird und tippt korrekterweise auf das blasse. Das Eiweiß wird sorgsam vom Dotter abgetragen und auf ein mundgerecht zugeschnittenes Stückchen Toast gelegt, welches ins Ei getaucht wird. War das dunklere frischer? Oder war es, im Gegensatz zum blasseren, befruchtet? War womöglich auch das blasse befruchtet worden, nur vor kürzerer Zeit? Ist die Nähe zum Huhn-Sein von Bedeutung? Nun macht er sich ans zweite Ei. Zu gerne würde sie sehen, wie sich das hübsche Gelb unter dem Druck der knusprigen Toastecke wölbt und schließlich platzt, um sich auf den Teller zu ergießen, aber irgendwie bleibt das Eigelb bei Simon immer an seinem Platz, verwandelt sich in seinen persönlichen kleinen Tunktopf.

Am vergangenen Abend fuhr er sie nach einem Essen bei den Watsons nach Hause. Er spricht immer von den Watsons, was sie manchmal einfach nur anachronistisch findet, manchmal regelrecht ärgerlich, weil sie sich dann wie eine Hausfrau aus den 1950ern oder 1970ern oder wann auch immer vorkommt. Einer Zeit, in der man, gehörte man der Mittelschicht an, seine Freunde »die Watsons« nannte statt bei ihren Vornamen, James und

Michelle. Anders hatten sie sie nie angesprochen. Tatsächlich kann Julia sich gar nicht erinnern, wann sie den Nachnamen des Paares erfahren hatte; vielleicht anlässlich ihrer Verlobung oder Hochzeit? Unwichtig. Wichtig ist hingegen, dass es heutzutage keinen Grund mehr gibt, »Vergiss nicht das Essen bei den Watsons heute Abend!« zu sagen, so als würde man dort mit einem Sherry und scheußlichen, knallgrünen, aus einem Einmachglas gefischten Oliven und wächsernen Käsespießchen mit Pickles empfangen – eben so, wie es in der zeitlich nur vage einzugrenzenden, aber von Julia lebhaft imaginierten Zeit war, in der man so über seine Bekannten sprach.

Auch Simon, der seinen Teller gerade mit dem letzten, allein zu diesem Zweck aufgesparten Toaststückchen abwischt, denkt über die Heimfahrt nach dem Abendessen nach. Er hatte am Steuer gesessen, weil er am nächsten Morgen früh zur Arbeit musste und deswegen nichts trinken wollte. Julia hegte da weniger Bedenken, und wie Simon weiß, hat James einen ausgesprochen guten Weingeschmack. Und selbst wenn er es nicht gewusst hätte, so hätte Julias Begeisterung nach jedem Schluck es ihn bald wissen lassen. James zählt zu jenen Männern, denen es gestattet, nein, denen es eine Pflicht ist, gesellige Zusammenkünfte zu dominieren. Simon muss zugeben, James ist witzig, intelligent, vielleicht sogar attraktiv, obwohl er im Laufe der Jahre immer lauter wird und man seinem Bauch langsam den Genuss des vielen guten Weins ansieht.

Michelle arbeitet immer noch als Konservatorin, so wie Julia vor dem Antritt des Erbes. Sie ist recht erfolgreich, ein bisschen pummelig, sie trägt Highheels, die die zarten Fußgelenke unter den gerundeten Waden zur Geltung bringen, und hat einen verlockend festen Hintern. Wieder bleibt Simon an ihrem plumpen Zauber hängen, so wie während der Autofahrt schon, als Julia auf dem Beifahrersitz im Rotweinschlummer lag. Er wirkt so

spröde, wie er da am Küchentisch sitzt, so als fehlte ihm jede Leidenschaft; wie es scheint, haben wir über Simon noch einiges zu erfahren.

Die letzten Gelbspuren sind aufgewischt, er legt Messer und Gabel in einem perfekten rechten Winkel auf den Teller und steht auf. Julia hat ihre Ellenbogen rechts und links von ihrem Teebecher auf die Tischplatte gestützt und das Gesicht in die Hände gelegt, so dass ihre Wangen und Lippen in die Breite gezogen werden. Sie hebt den Kopf und wirkt ein wenig orientierungslos, als er ihr einen Kuss auf den Scheitel drückt und sich für das Frühstück bedankt, bevor er einen Blick auf die Uhr wirft und in sein Sakko schlüpft. Julia fragt sich, ob er zu warm angezogen ist, sagt aber nichts. Vielleicht ist sie leicht irritiert, weil er sich eine Anzugjacke anzieht, um an einem Sommertag zum Bahnhof zu fahren, vielleicht ist es ihre Art, sich zu rächen; aber so berechnend und boshaft ist sie selten, schon gar nicht vor dem Frühstück. Es ist eher wie ein Driften an der Oberfläche:

Heiß, zu heiß für einen Anzug, wird es dir nicht zu … zu warm für Eier. Ich will das Ekelzeug nicht. Hinten am Gaumen. Gelbes Dotter Gelbdottergelb. Ich nehme nur Toast.

Als sie die Tür knallen hört – man muss sie zuknallen, andernfalls schließt sie nicht richtig –, steht sie auf und wandert zum Küchentresen. Der Weg beträgt nur wenige Schritte, aber Julia kann auf jeder beliebig kurzen Strecke wandern, wenn ihr danach ist. Sie setzt noch mehr Teewasser auf, lässt eine Scheibe Brot in den Toaster gleiten. Während sie auf den Toast wartet, starrt sie wieder in den Topf, der inzwischen abgekühlt und von gräulichen Albumenresten verklebt ist. Sie erfreut sich kurz an dem Wort »Albumen« und beschließt, später abzuspülen. Sie

bestreicht ihren Toast dick mit richtiger Butter und dann mit echter Pflaumenmarmelade, die sie, sie kann es kaum glauben, selbst gekocht hat. Die Trägheit wird noch eine perfekte Hausfrau aus ihr machen, davon ist sie überzeugt.

Am Vorabend: Der ungeduldige Simon fährt ein bisschen zu schnell. Die Straßen zwischen ihrem Haus und dem der Watsons – es ist ansteckend – haben keine Mittellinie und bieten jeweils nur einem Auto ausreichend Platz. Im Rückspiegel wirken seine Augen überschattet, als er einen schnellen Blick in die Finsternis hinter dem Auto, auf die leere Rückbank wirft, auf die Reflektoren, die aufblitzen und dann in der Dunkelheit versinken, wieder und wieder, im einschläfernden Rhythmus, den ganzen Weg entlang. Am Morgen sitzt Julia vor dem Toast und dem zweiten Becher Tee, eingelullt vom Rumpeln der Waschmaschine, und erinnert sich:

Ein helles Zucken vor dem Knall, das Licht ist schneller als der Schall; es reist zu schnell. Es kommt aus der Schwärze und schmeißt sich an die Fensterscheibe. Geräusch ohne Namen, kein Knallen oder Knirschen, Simon, selbst schon im Halbschlaf, ruft »Scheiße!« (sie lächelt), normalerweise würde er niemals fluchen, nicht in meiner Gegenwart, vielleicht flucht er, wenn ich nicht da bin, ich weiß es nicht, denn ich bin ja nicht da. Ein Schlag, zwei Schläge auf die Motorhaube. Bitte nicht der Fasanenspruch, sag es nicht, bitte nicht, ich werde dich dafür hassen …

»Fasan. Tut mir leid, Liebling.«

Sag es nicht

»Der Nächste kann ihn mitnehmen und als Abendessen verwerten.«

»Falls jemand ihn findet, darf er ihn mitnehmen. Weißt du, es ist nämlich verboten, einen Fasan mitzunehmen, den man selbst überfahren hat. Es gibt ein entsprechendes Gesetz, das verhindern soll, dass die Leute sie absichtlich überfahren.«

Sie spielt mit dem Gedanken, »Autojagd« zu sagen, verkneift es sich aber, weil es nicht besonders lustig ist und sie es beim letzten Mal schon gesagt hat, oder »Lecker, Wildschaden«, aber das hat sie, sie ist sich sicher, schon mindestens zweimal gesagt.

Simon informiert sie über die Gesetzeslage, wann immer er einen armen Tierkadaver am Straßenrand entdeckt – nicht nur Fasane, sondern auch Füchse, Tauben, selbst Maulwürfe, falls er die entdeckt, egal, wie verschmiert, verstümmelt und zerquetscht sie sind, egal, wie klein und traurig. Aber nun ist es ihnen zum ersten Mal selbst passiert, sie haben im Dunkeln und mit ihrem eigenen Auto einen Fasan oder irgendein anderes gleißend helles Objekt getroffen; und als es passierte, hat sie sich so sehr gewünscht, er würde es nicht kommentieren. Ihr fällt keine Antwort ein, sie kann sich nicht überwinden, und Minuten später merkt sie, dass es zu spät ist, noch irgendetwas zu sagen, und sagt trotzdem: »Vielleicht ist er gar nicht …«, bringt dann aber das Wort »tot« nicht über die Lippen; plötzlich wird ihr schlecht, sie zittert. Wieder hört sie das Knacken des Schnabels, der auf die Scheibe schlägt, bildet sich ein, in den Millisekunden vor dem Aufschlag den Schreck in dem kleinen, schwarzen Auge erkannt zu haben. Eine schreckliche, gähnende Leere tut sich auf, wo sie eben noch gesättigt und zufrieden war. Fast, nur fast sagt er: »Falls nicht, dauert es nicht mehr lange.« Sie öffnet das Seitenfenster und wendet sich mit trockenen, weit aufgerissenen Augen von ihm ab; er schaut zu ihr hinüber und bemerkt, dass ihr Gesicht ziemlich blass aussieht, ziemlich blutleer. Er tastet nach ihr und merkt im selben Mo-

ment, dass seine Hand ebenfalls zittert. Er legt sie ans Lenkrad zurück. Für den Rest des Heimwegs bebt Julia unterdrückt und in der Hoffnung, er bemerke es nicht. Schweigend schließt er die Haustür auf, schweigend nimmt er ihr den Mantel ab. Und als sie ihm den Mantel gibt, bricht sie in Tränen aus, was selten genug vorkommt, und er umarmt sie, und sie erinnert sich daran, wie groß er ist, erinnert sich an den Platz für ihren Kopf, neben seinem Brustbein, seit zehn Jahren ist er dort, immer schon hat er dort auf sie gewartet, und Simon schweigt immer noch, drückt seine Lippen aber sanft auf ihr Haar. Er weiß um ihre ständige Nähe zur Trauer, und er wünscht, er könnte sie in ihrer Gesamtheit auffangen. Aber sie ist ihm dankbar dafür, für sein Schweigen; sie wäre nicht ansatzweise in der Lage, ihren Kummer in Worte zu fassen.

Als er zehn Minuten später ins Bett steigt, bemerkt er, wie kalt ihre immer noch zittrigen Glieder sind … und da ist sie wieder, die winzige Ellipse, wir haben uns selbst eingeholt. An einem Mittwochabend, ausgerechnet, kurz vor Mitternacht, das ist sein letzter Gedanke, bevor er einschläft. Aber er freut sich darüber, dass ihr jetzt warm ist und dass sie ihn gebraucht hat.

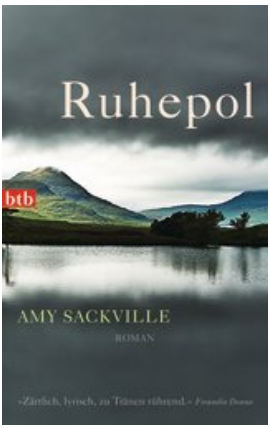
Der Garten

Es ist zehn Uhr oder kurz davor – Julia ist im Garten und hat ihre Armbanduhr im Haus liegen lassen. Zweieinhalb Stunden sind verstrichen, seit Simon um Punkt halb acht gegangen ist. Nachdem sie den Toast gegessen hatte, erkannte Julia, dass der dumpfe Schmerz in ihrem Nacken und der Ekel vor dem Eiertopf allein vom Rotwein herrührten, dessen Rückstände sich in ihren Gehirnwindungen niedergeschlagen haben. Sie nahm eine Kopfschmerztablette und legte sich wieder ins Bett, bis sie etwa eine Stunde später von einem Fasan geweckt wurde, der aus der Nacht angestürzt kam und sie mitten ins Auge traf. Das Schlafzimmer wirkte hell und harmlos, aber es war zu heiß; sie hatte die Jalousien nicht heruntergelassen.

Die Dusche half ihr, die Träume und die Müdigkeit gleichermaßen wegzuspülen, kaltes Wasser auf leere Gedanken. Am besten versuchte sie gar nicht erst, den Tag zu verplanen oder sich einzureden, der Tag müsse verplant werden. Sie schloss die Augen, legte den Kopf in den Nacken und stellte sich Regen vor, schweren, warmen Sommerregen, der auf ihre Lider trifft, so wie damals … wann?

An einem heißen Tag in Shorts durch die Straßen einer fremden Stadt laufen und sich um nichts scheren, Rom, es war Rom. Brauner Staub, dunkelrosa Abendhimmel und knallrote Tomaten zum Essen, eine Artischocke, deren Schuppen man abzupft und ablutscht, meine Schwester, die über das Wort polipo *lacht, es bedeutet Oktopus, den auch ich nie zuvor probiert hatte, aber als ich darauf herumkaute, brachte ich das Wort nicht mehr*

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Amy Sackville

Ruhepol
Roman

eBook
2 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-641-13002-2

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: September 2013

Wie viel Entfernung hält eine Liebe aus – und wie viel Nähe lässt sie zu?

Ein heißer Augusttag in der Nähe von London: Julia, Mitte dreißig, streift durch das alte viktorianische Haus der Familie und sichtet die Hinterlassenschaft ihres Urgroßonkels, der vor hundert Jahren vergeblich versucht hat, den Nordpol zu entdecken. Sie versetzt sich in seine junge Frau Emily, die jahrzehntelang auf den Verschollenen gewartet hat, sie träumt von weißer Weite und kaltem Indigoblau, während sie die Risse in ihrer eigenen Ehe zu ignorieren versucht. Im Laufe des Tages stößt sie jedoch auf eine Entdeckung, die ihre Sicht auf die Vergangenheit wie auch die Gegenwart vollkommen verändert.